

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Döblin, Alfred

Schriften zu Leben und Werk

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

[Biographische Bemerkungen] (1917)	9
Doktor Döblin (1917/1918)	10
Geist und Geld (27. 3. 1921)	20
Der Epiker, sein Stoff und die Kritik (April 1921)	21
Autobiographische Skizze (1. 4. 1922)	32
Berlin und die Künstler (16. 4. 1922)	34
Erlebnis zweier Kräfte (Dezember 1922)	36
Eindrücke eines Autors bei seiner Premiere (21. 4. 1923)	41
Bemerkungen zu ›Berge Meere und Giganten‹ (Juni 1924)	45
Deutsche Zustände – jüdische Antwort (1924)	56
Was waren Sie für ein Schüler? (4. 4. 1926)	63
Ferien in Frankreich (19. 10. 1926)	63
Gleiswechsel im Hirnkasten (27. 11. 1926)	71
Das Pseudonym (9. 12. 1926)	73
Ökonomisches aus der Literatur (1926)	74
Phantasie oder Vorbild (22. 1. 1927)	76
Stille Bewohner des Rollschanks (19. 6. 1927)	77
Von einem Zahnarzt und seinem Opfer (7. 8. 1927)	79
Briefe, die mich nicht erreichen (15. 8. 1927)	86
Arzt und Dichter (28. 10. 1927)	89
Eine kassenärztliche Sprechstunde (6. 1. 1928)	95
[Lebenslauf für die Preußische Akademie der Künste]	
(Februar 1928)	99
Aberglaube und Beruf (8. 4. 1928)	100
Zwei Seelen in einer Brust (8. 4. 1928)	100
Kunstwerk und Naturwerk (Juni 1928)	103
Erster Rückblick (August 1928)	105
I Dialog in der Münzstraße	105
II Ankunft in Berlin	107
III Man bereite sich auf eine baldige Katastrophe vor	108
IV Die Geschichte wird noch einmal erzählt	114

V Zum dritten Mal!	116
VI Übrigens hatte er noch eine Schwester	122
VII Ehre, dem Ehre gebürt	123
VIII Vom Schicksal der entwurzelten Familie	124
IX Lebensabschluß meiner Mutter	128
X Vermittlung der Bekanntschaft mit einem Familienmitglied	131
XI Gespenstersonate	139
XII Es wird Wasser in die Lauge gegossen	161
XIII Das Leben Jacks, des Bauchaufschlitzers	168
Ergänzungen zu ›Erster Rückblick‹	173
Zur Physiologie des dichterischen Schaffens (28.9.1928) . .	176
Zukunftspläne (1929)	178
Was war uns die Schule? (Anfang 1930)	178
Alfred Döblin erzählt sein Leben (21.4.1930)	179
Entstehung und Sinn meines Buches ›Wallenstein‹ (1930) .	182
Mit dem Blick zur Latinität (1930)	185
[Fragen an Alfred Döblin] (1930)	189
[Mein Standort] (um 1930)	191
Mein Lebensgesetz (um 1930)	193
Reines Vergnügen am Theater (8.1.1931)	195
Gespräche über Gespräche (Anfang 1931)	200
[Rückkehr zur Natur] (Mai 1931)	204
»Ich bin nicht im Stande, ›Stellung‹ zur Religion zu nehmen« (1931)	205
Nachwort [zu ›Giganten‹] (Anfang 1932)	210
Mein Buch (Berlin Alexanderplatz) (15.2.1932)	213
Altes Berlin (15.7.1932)	215
Mein erster Erfolg – mein erster Mißerfolg (21.10.1932) . .	217
Erfolg (13.2.1933)	218
[Notizen zu Vorträgen über sein Werk aus der Zeit des Pariser Exils] (1934–1939)	220
Der 27. September 1935	224
Der Anfang eines Tages (1937)	229

Alfred Döblin (April/Mai 1937)	235
Persönliches und Unpersönliches (12. 10. 1938)	237
Selbstporträt (24. 2. 1939)	241
Eindrücke von New York (Kleines Reisetagebuch) (1939)	242
[Tagebuch Mai 1940] (5. 5.–10. 5. 1940)	256
[Tagebuch 1945–1946] (3. 12. 1945–5. 3. 1946)	258
Abschied und Wiederkehr (22. 2. 1946)	264
[Zu November 1918] (5. 5. 1946)	271
Alfred Döblin schreibt dem ›Ulenspiegel‹ (1. 8. 1946)	275
Berlin Alexanderplatz – heute (31. 8. 1947)	276
Wiedersehen mit Berlin (2. 10. 1947)	279
Epilog (1948)	286
Und ich habe die siebzig überschritten (Anfang 1949)	320
Dichten heißt, Gerichtstag über sich selbst halten (Dezember 1949)	328
Warum schreiben Sie? Für wen schreiben Sie? (Januar 1950)	330
[Bemerkungen über mein Leben und literarisches Werk] (Juli 1951)	332
Journal 1952/53 (Juni 1952–September 1953)	339
Eingang	339
Ein regnerischer Septembertag	340
20. September	343
Meine Toten	348
Rückblick	372
Um Weihnachten 1952	376
Januar 1953	379
Ich kannte die Deutschen	384
Eine kleine Bilanz	388
»Das Goldene Tor«	395
Aschermittwoch	398
Was ich selber schrieb	399
Eine Akademie	405
21. April	408

Von der Vergänglichkeit	410
Das Glockenlied von Nietzsche	412
Unter den Klängen des Triumphmarsches aus Aida . . .	414
Mittwoch, den 29. April 53	416
Paris, Mai 53	419
Die Welt hat Geschichte	428
Die Verschränkung der Welten	431
Vom Ursprung	436
Der Ablauf	442
Ausgeschiedene Aufzeichnungen zum ›Journal 1952/53‹	447
Trauer über Trauer (Mai 1954)	455
Nachwort [zur DDR-Ausgabe von ›Berlin Alexanderplatz‹] (1955) .	462
Von Leben und Tod, die es beide nicht gibt (Mai 1955–Februar 1957)	465
<i>Anhang</i>	
Editorische Notiz	511
Daten zu Leben und Werk	519
Nachwort	527
Literaturhinweise	555

[Biographische Bemerkungen]

Geboren 10. August 1878 zu Stettin als Sohn eines Kaufmanns, bis 1888 in Stettin auf der Vorschule des Realgymnasiums und in Privatunterricht, von da ab in Berlin, das Köllnische Gymnasium bis zum Abiturium 1901 absolvierend. 1901–1905 Studium, wesentlich Medizin, auch Philosophie, in Berlin; die letzte Zeit in Freiburg i. B.; dort Approbation als Arzt und medizinisches Doktorexamen. Drei Jahre rein irrenärztliche Tätigkeit an der Kreis-irrenanstalt Regensburg; Buch bei Berlin; Privatirrenanstalt bei Berlin. Darauf Übergang zur inneren Medizin mit Assistenten- und Ausbildungszeit in Berlin. 1911 niedergelassen als Spezialarzt in Berlin, 1912 verheiratet. Mit Ende 1914 als landsturm-pflichtiger Arzt zum Heeresdienst eingezogen.

Hand in Hand mit medizinisch-klinischer und wissenschaftlicher Arbeit und philosophischer Beschäftigung literarische Tätigkeit lebhafter 1901 einsetzend, jahrelang hinter der konkurrierenden andern zurücktretend, erst in den letzten Jahren im Vordergrund der Tätigkeit. Nach einem nicht publizierten lyrischen Roman (»Die jagenden Rosse« 1901), 1902/03 ein zweiter streng stilisierter Roman (»Der schwarze Vorhang«), der später im »Sturm« abgedruckt wurde. 1906 der Einakter »Lydia und Mäxchen« bei Joh. Singer Straßburg, Elsaß. 1907 ein musikphilosophisches Buch: »Gespräche mit Kalypso über die Musik«, teilweise im »Sturm« publiziert. 1908 ein nicht publizierter Einakter »Komteß Mizzi«. Eine Anzahl Essays, Bemerkungen, Kritiken in den Zeitschriften Her[warth] Waldens, bes[onders] »Der Sturm«, dort auch erster Abdruck einiger der bis 1903 zurückreichenden Novellen, die 1912 bei Georg Müller München (»Ermordung einer Butterblume«) herauskamen. 1916 »Die drei Sprünge des Wang-lun«, chinesischer Roman, bei S. Fischer Berlin. 1917 »Die Lobensteiner reisen nach Böhmen« zwölf Geschichten und Novellen bei Georg Müller München.

Neuere Essays und Novellen in der »Neuen Rundschau«
S. Fischer Berlin.

Doktor Döblin

Selbstbiographie

Es sind nicht leichte Erschütterungen und Erregungen, unter denen ich diese Lebensbeschreibung beginne, die mich treiben, sie anzufangen. Es ist ein unnatürliches körperliches Feuer, eine Hitze, der ich mit der Selbstbetrachtung, der Rückschau begegnen will. Mir hilft nicht Brom, ich kann nicht schlafen, mein Appetit ist wie erloschen. Ich muß nachdenken, das Drängen in meiner Brust besänftigen, die rastlose Unruhe, die mich über die Straßen und Plätze treibt und wieder auf mein Zimmer zurück, hinlegen, hinschweigen. Ich gehe und sehe kaum einen Menschen, ich verlaufe mich, da ich nicht nach dem Straßenschild blicke; gequält bin ich sehr, verfolgt. Und ich hoffe, verfolgt von mir selbst.

Ich nähere mich jetzt den Vierzig. Viele graue Haare habe ich an den Schläfen, vieles, was mich früher sehr gelockt hat, ist mir jetzt nichts. Ich gehe über die Straßen, sehe stolze Wagen fahren – und ich bin neidisch; ich möchte auch meine Ruhe haben, die Sorge los sein, die sich mir immer nähert. Schöne Mädchen, stolze Fräulein mit lächelnden Herren: es ist mir nichts, das geht mich nichts an, das ist laues ödes Wasser; ich bin zu sehr gebrannt und geglüht worden; wie soll mein Organismus nicht so vernünftig sein und noch irgendein Gefühl dafür hergeben, noch irgendeine Kraft daran vergeuden. Ich verstecke mich nicht vor diesen Weibern; etwas wie Mitleid gegen sie habe ich und ein ganz fernes, kaum gezeichnetes schmerzliches Erinnern, eine blasse Traurigkeit, die ich belächeln kann. Ja, das ist ein Fort-

schritt: sie schreien mir nicht mehr zu: du bist allein, einsam, durchaus und völlig verlassen, – so daß mir die Kehle zugeschnürt war, ich auf mein Zimmer kroch, mich verkroch, die Fenster zuschloß, um nicht Tritte zu hören, nicht [L]achen, nicht Lautenklimpern, nicht die heimkehrenden Spaziergänger. Mir wurden solche entsetzlichen Abende und Halbnächte in Freiburg gut in die Erinnerung geätzt, wo ich tagelang, tagelang keine Silbe sprach, öfter vor mich [hin] sumnte und sang, bloß um wieder meine Stimme zu hören, die mir tröstlich wie die eines Fremden klang; ich sprach auf der Straße Kinder an, meine Stimme war mein einziger Freund. Ich suchte nicht diese Einsamkeit, ich habe sie so nie gesucht; ich lief frei herum, blieb in Einzelhaft! Was nützten mir die Berge, das blitzend schöne Wetter, die Berge und Wälder und Seen? Ich habe jahrelang und noch jetzt einen Haß auf sie gehabt, einen Widerwillen; sie bereiteten mir Pein; es ist, als ob ich allein in ein großes Vergnügungslokal trete und niemand spielt, alle Tische leer: wer soll sich da freuen. Bitterkeit: das ist der richtige Ausdruck; so empfinde ich oft genug jetzt noch Wälder. Wenn ich nicht schwermütig verliebt in sie bin, reif, weich, zärtlich, sohnsmäßig ergeben mich auf eine Wurzel setze, zu den Blättern aufblicke und mich in einem Grabe dünke, – in einem schönen weltfremden Raum. Die Tierchen um mich herum, die Käfer: alles stumm, sargmäßig, und doch mich rufend, daß ich mich lang hinstrecke, ausstrecke.

Ich lüge in diesen Zeilen nicht, ich will mir ja helfen. Noch freilich bin ich nicht ruhig, noch gar nicht.

Gibt es einen Vater, zu dem man aufblicken kann? So schön einhüllend müßte das sein. Es ist schlimm für jemand wie mich, daß er viele Stunden über, Tage, ja Monate gehetzt ist und niemand ihn aufnimmt. Ein Gott – es ist ein schöner Gedanke; er ist stolz und menschenkennerisch, der Gedanke, – er sagt: nicht an einen Menschen kann ich mich wenden, mir hilft nur Gott; das Mißtrauen gegen die Menschen hat uns diesen Gott eingegeben.

Sonderbar ist, daß mich oft der Trieb befällt, eine Selbstbiographie zu schreiben. Ich wehre mich dagegen: ich sei noch jung genug, ich habe mehr zu tun als rückzublicken; aber meine frühere tiefinnerliche Überzeugung: »ich habe noch Zeit« ist sehr verblaßt. Manchmal kommt es mir vor, als ob ich diese russische Weite in dem Gefühl meines Lebens nicht mehr habe; die Kraft ist mir irgendwie geknickt, alle meine alten, sehr stolzen, kalten Gefühle kann ich nur noch denken: die Sicherheit ist weg; ich habe das Gefühl: so weit ist das Leben nicht, so viel Zeit habe ich nicht; nicht mehr. Manchmal sitzt es mir sogar im Nacken: ich soll noch etwas literarisch arbeiten, es hetzt mich, ich solle nicht faul sein. Und dabei war früher mein köstlichstes Gefühl: »Ich kann faul sein, ich kann flanieren.« Dies und daneben die tiefinnere Sicherheit, *rocher de bronze*: »Mir kann nichts passieren. Das Schlimmste ist sterben, eine größere Variation bietet das Leben nicht, und was tut mir das Sterben? Es ist mein Schicksal, ich bleibe, verbleibe darin, mein Bett ist größer geworden, ich kann mich besser strecken.« Darum fühl ich mich auch in manchen Stunden dem Wald so nahe, den Tieren so freundlich, wahrhaft brüderlich, auch der Luft, dem Donner, dem Eisen, Stein: so bewußtlos stumm und sicher inwendig bin ich wie sie; ich donnere und es ist vorbei, es war eine unzeitliche Regung trotzdem; so unberührbar stolz ist all dieses Tote, Bewußtlose, und doch Seiende. Der Tod hat für mich keinen Stachel, wir kennen uns, innerlich sitzt er in mir, er ist meines Wesens Kern: So war es früher, so fühlte ich. Und etwas auch jetzt. Aber die Angst des Daseins überwältigt mich oft, sie erstickt mich, ich vergesse mich, bin eine arme, umgetriebene Kreatur, dem der Tod nur der Erlöser, Retter heißt, dem er sich als Flüchtling naht – nicht mehr um als Zechgenosse mit ihm die Beine unter einen Tisch zu strecken. So verwandelt, zermürbt, aufgerührt bin ich jetzt. Und fast von Jahr zu Jahr mehr. Wie schmachlich werde ich noch hinsterven. Wie meiner unwürdig wird da vieles sein.

Es hilft mir nicht, daß ich schreibe und schreibe. Es beruhigt

mich nicht. Es wird wieder Geschriebenes. Es soll nicht geredet werden von mir, sondern von Doktor Döblin.

Dieser ziemlich kleine bewegliche Mann von deutlich jüdischem Gesichtsschnitt mit langem Hinterkopf, die grauen Augen hinter einem sehr scharfen goldenen Kneifer, der Unterkiefer auffällig zurückweichend, beim Lächeln die vorstehenden Oberzähne entblößend, ein schmales langes, meist mageres, farbloses Gesicht, scharflinig, auf einem schwächtigen, unruhigen Körper, – dieser Mensch hat kein bewegtes äußeres Leben geführt, dessen Beschreibung abenteuerliche oder originelle Situationen aufzeigen könnte. Hat nur in zwei Städten, Stettin und Berlin gelebt, eigentlich nur in Berlin, nämlich von seinem zehnten Jahr ab, vorübergehend ein halbes Jahr als Knabe in Hamburg, hat in Freiburg seine beiden letzten Studiensemester abgemacht in seinem sechsundzwanzigsten Jahr, war dann als Medizindoktor etwa ein Jahr an einer Irrenanstalt bei Regensburg, weitere zwei Jahre an der Irrenanstalt Buch bei Berlin, dann immer noch Assistenzarzt trotz seinen nunmehrigen dreißig Jahren in Berlin an einem Krankenhaus. Nach drei Jahren verheiratet, Innerer Arzt in Berlin. Kaum daß er einmal einen Ausflug nach Basel machte auf seiner Rückkehr als junger Doktor von Freiburg, daß er zur Weltausstellung ein zwei Wochen Brüssel Antwerpen Ostende sah; auch ein paar Tage München passierte. Er war Berliner mit blasser Ahnung von anderen Orten und Gegenden.

Stettin, eine trübe verkommene Provinzstadt nach seiner Erinnerung, mit einem grellen Jahrmarkt auf dem Paradeplatz, Spielplätzen auf den Treppenabsätzen eines tief herabsteigenden Rathauses, hatte er als zehnjähriger Junge mit seiner Familie unter schlimmen Umständen verlassen: Sein Vater hatte das vermocht. Der war ein – ja sage ich: besserer Schneidermeister oder Konfektionsfabrikant; er hielt sich jedenfalls eine Anzahl Schneider und Zuschneider, auch Schneiderinnen, Näherinnen; diese hatten in oder bei der Wohnung einen oder mehrere Arbeitsräume: lange Zuschneidetische, auf denen Tuche mit ungeheu-

ren Scheren zerschnitten wurden; dann waren riesige Regale da mit Tuchballen. Gearbeitet wurde im Auftrage einiger fremder Firmen; er entsinnt sich häufig den Namen einer solchen angeblich großen Hamburger Firma mit Respekt, mit tiefem Respekt aussprechen gehört zu haben. In der Wilhelmstraße, dann in der Friedrichstraße Ecke Unter den Linden – aber in Stettin, – wohnte seine Familie; man sah auf die baumbestandene Allee; einmal zog hier, wie er sich entsinnt, der alte Kaiser Wilhelm nach dem Paradeplatz zu; Fürst Bismarck war dabei, der hatte einen runzligen gelben kleinen Kopf unter einem ungeheuren blanken Kürassierhelm; dieser Zug verwunderte ihn mehr, als er ihm imponierte, besonders der viel gepriesene Bismarck enttäuschte ihn. Der alte Kaiser starb; das wurde ihm in der Schule, dem Friedrich-Wilhelm-Realgymnasium gesagt, wo er Sextaner war und schlecht, sehr schlecht Latein und Rechnen kapierte. Nach der Todesnachricht ging er mit dem Taschentuch [in] der Hand nach Hause; er schien sich dann und wann eine Träne zu trocknen; er glaubte, das gehöre sich so, – er war aber gar nicht traurig, sondern nur unklar, wie er sich nach den wehmütigen großartigen Redewendungen des Klassenlehrers benehmen sollte. Nicht viel später wehten zum zweiten Male die Fahnen halbmast beim Tode des Sohnes jenes Kaisers; er sah sich aus dem Eckfenster oft diese Fahnen an; er konnte mit dem Ereignis nichts anfangen und ging viel auf die Straße, um zu sehen, was die anderen, die Erwachsenen machten.

In dem Hause seiner Eltern wohnte zuletzt die alte Mutter seines Vaters; sie hatte ein langes schmales Zimmer. Da fand man sie eines Morgens tot im Bett. Bei der Beerdigung lief er, als nicht offizieller Teilnehmer, nebenher ein Stückchen mit; da fand er vor einem Hause einen Auflauf, ließ den Leichenwagen fahren, fragte, was es da im Flure gäbe; ein Mann sagte: »Da hat ein Mann ein Kind bekommen.« Worüber der Junge nachdachte. Das unbegriffene von ihm nicht als Spott erkannte Wort ist ihm noch heute ins Gedächtnis eingeprägt.

Er war ein sanfter, sehr besonderer, auch stark vom Vater gehätschelter Junge. Wegen seines großen Schädels hatte er den Beinamen »Dickkopf« bei seinen Geschwistern, – sie waren vier Brüder und eine Schwester; er war das vorjüngste Kind. Leidlich lernte er in der Vorschule, schwer wurde ihm schon die Sexta; er saß weit hinten: Aber zu Hause las und las er, schmökerte, was ihm in die Hände fiel. Während die Geschwister auf der Straße, am Rathaus, mit Peitsche und Kreisel spielten, las er. Seine Augen waren schon damals kurzsichtig; die schlechte Anlage dazu hatte ihm der Vater vererbt. Eine Brille, die der Augenarzt anordnete, lehnte aber der Vater ab; er mußte schon damals bei manchen Fächern ganz vorn vor der Tafel sitzen. Er hatte blonde, hellblonde Haare, die bis auf die Schultern fielen; damals galt er als hübsches Kind. Er lief viel allein auf den Straßen herum; einmal lief er auf den Jahrmarkt; da war an einer Bude eine Moritat angemalt, grell bemalte Leinwand, entsetzliche Totschlagsszene; der Junge lief ganz verwirrt nach Hause, das Bild konnte er nicht loswerden, es ängstigte ihn viel; lange Jahre später noch verließ ihn nicht der schreckliche Eindruck, dessen Pein er sich zu entziehen suchte.

Dunkel präludierten geschlechtliche Dinge, zwischen dem neunten und zehnten Jahre. Er bemerkte öfter mit Erstaunen den wechselnden Füllungszustand seiner Geschlechtsorgane, aus dem Bad aussteigend sagte er einmal einem seiner anwesenden Brüder, wie lästig das doch eigentlich sei; er schämte sich weder des Vorgangs noch daß einer ihn in dieser Verfassung sah; er wußte nicht, was das war; es war nicht mehr als eine ärgerliche Sache. Ein andermal aber lag er mit mehreren andern Kindern, – sie waren erst zwischen acht und neun Jahren, – auf einer Kellertreppe; was sie da wollten und warum man ihn dahingezogen hatte, wußte er nicht. Da lag ein etwa gleichaltriges, vielleicht noch jüngeres Mädchen; sie berührten es, – es lag auf dem Gesicht, – an den heimlichen Stellen; er auch, ohne daß er etwas anderes als ein unklares Gefühl von etwas Unanständigem hatte, worüber man nichts sagen darf. Es übte keinerlei Einfluß auf ihn

aus, noch lange lange Jahre später hatte er keine Vorstellung von den weiblichen organischen Besonderheiten und ihrer Funktion. Ja, als er das erste Semester Medizin studierte in seinem drei- undzwanzigsten Jahr, wußte er noch nichts Genaues und wunderte sich bei seinem ersten Gang durch die Anatomiesäle in Berlin über die weiblichen Leichen, die offenbar einen Schnitt in der Mitte unterhalb des Schambogens hatten; er wollte immer einen der Arbeitskameraden danach interpellieren, tat es nicht aus Schamgefühl, – er hätte sich unsterblich blamiert. Denn es hieß so tun, als wäre man mit allen Wassern gewaschen, – damals und schon viel viel früher; es hieß so tun.

Öfter ging er in die Synagoge, wo sein Vater mitsang im Chor. Der Vater war sehr musikalisch, spielte Geige und Klavier, beides mäßig, lehrte die ältesten Kinder die Anfangsgründe. Er hatte eine lockere Hand und schlug nicht selten. Der Vater zeichnete auch kleine Bilder, die er austauschte.

Am besten konnte aber der vielseitig begabte flatterhafte energielose Mann etwas anderes. Seine Frau hatte vielen Grund auf ihn eifersüchtig zu sein. Zule[t]zt tat es ihm eine seiner Schneidermamsells an; es ging zu Hause die Rede davon, daß er mit dieser jungen, recht hübschen Person sich in Gärten treffe. Der Vater war auch sonst wenig zu Hause, von einem Familienleben war kaum die Rede; jetzt blieb er viele Abende auch weg. Einmal erwischte ihn die Mutter in irgendeiner Stettiner Gartenöffentlichkeit, zerbrach ihr unter Geschrei den Sonnenschirm. Später schlug der Vater seine Frau im Korridor, ich glaube mit einer Elle, nach einer Szene. Eines Tages erklärte der Vater eine Reise nach Mainz vorzuhaben, verabschiedete sich in jeglicher Ruhe, der Junge half ihm noch beim Anziehen der rechtzeitig von der Reparatur gebrachten Zugstiefel. Eines frühen Morgens aber kam die Mutter mit vielem Geschrei und Weinen in die Stuben, wo wir schliefen; ein Telegramm oder ein Brief des Vaters war gekommen: er schrieb aus Hamburg, er ginge nach Amerika, »goldene Berge will ich Euch bieten«.

Damit war die Familie zerstört. Es war vorher da eine sich gut entwickelnde Wohlhabenheit. Momentan mußte alles liquidiert werden; zur Aufnahme der Warenbestände kamen Vertreter aus Hamburg. Der Junge ging mit seiner Mutter später einmal durch die Linden, er guckt nach allen Seiten, ob man ihn nicht ansieht, er schämt sich des stadtbekannten Eklats, daß sein Vater mit einer Schneidermamsell nach Amerika durchgebrannt [ist]. Sofort wurde er aus der Schule genommen, kam in traurige Privatstunde. Die Frau hieß Sauter, sie wohnte irgendwo hoch, es war sehr hell bei ihr, meist unterrichtete sie Mädchen. Man saß da vormittag an einem Tisch, sie ließ schreiben, schreiben, schreiben; man meldete: »Frau Sauter, zwei Seiten!« Dann schrieb sie auf die erste Zeile des neuen Blattes einen frischen Satz, – den hatte man sorgfältig wieder an zwanzigmal nachzuziehen. Also Erziehung zur Kalligraphie. Die Mädchen lernten auch französische Gedichte: »France adorée, douce contrée!«

Das jammervolle Intermezzo dauerte nicht lange. Meine zuerst ganz kopflose Mutter wurde von ihren wohlhabenden Brüdern nach Berlin gezogen. Eine endlos lange Eisenbahnfahrt dritter Klasse. Schließlich dicht vor Berlin konnte der Junge ein natürliches kleines Bedürfnis kaum mehr bewältigen, wagte es aber nicht zu melden; denn die Mutter unterhielt sich über die Berliner Verhältnisse mit Reisegefährten. Als der Schlesische Bahnhof kam, drängte sich der Junge fassungslos an die Tür, und ein dünner, lang fließender Bach bezeichnete seine Tätigkeit und seine Erlösung; schleunigst wie ein Dieb stieg er an Jannowitzbrücke mit aus. Unterwegs erfuhr er, daß sie Blumenstraße wohnen würden; ein Herr sagte, das sei mitten in der Stadt; da sei viel Qualm.

Die Wohnung war klein. Man war in recht ärmliche Verhältnisse geraten. Der Vater schickte nichts, die Mutter besaß kaum etwas, ihre Brüder hielten alles über Wasser; der älteste Sohn, eben Tertianer in Stettin, mußte als Lehrling ins Geschäft zu dem großen N. Israel in der Spandauer Straße. Es hieß, daß das etwas

Kolossales sei, man sprach von dem kleinen alten Chef wie von einem König, die kleinen Geschäftsdetails waren das Gesprächsthema. Sie wohnten eng aufeinandergepackt in wenigen Zimmern zur ebenen Erde; am Morgen des ersten Tages sah der Junge als erstes Zeichen der Großstadt Berlin einen Aushängkasten schräg rechts gegenüber am Haus von dem Schreiblehrer Rackow. Vor dieser Tafel stand er oft, er bewunderte die fabelhaft gezirkelten sicheren Figuren, er hielt es nicht für möglich, daß man so schreiben könne; aber er war in Berlin. Man gab ihn in eine Gemeindeschule in der Nähe. Die Schule befand sich in einem Hinterhaus. Er kam in die dritte Klasse. Er hatte nicht den geringsten Eindruck, degradiert zu werden, erst allmählich im Lauf der Jahre wurde ihm eingeprägt, besonders durch den Umgang mit den reichen unterstützenden und nicht unterstützenden Onkels, daß er einer armen Familie angehöre. In dieser Schule reüssierte er. Er bekam sogar einmal eine Prämie, einen Atlas; da in diesem Atlas vorn ein Zettel eingeklebt war, daß das Buch aus der und der »Buchhandlung und Antiquariat« stamme, war er besonders stolz, denn er wußte nicht, was ein Antiquariat sei. Und seiner Tante bemerkte er, daß er ein antiquarisches Buch erhalten habe, – und wußte sich dann, belehrt, nicht genug zu schämen und wußte nicht, wie sich herausdrehen.

In dieser Schule gab es einen Turnlehrer, dessen Leidenschaft Dauerlauf war. Man turnte wenig, marschierte selten, er übte Dauerlauf. Fünf Minuten, zehn Minuten, zwanzig Minuten; immer mehr fielen ab, machten schlapp. Der Stettiner hielt meist gut mit; ihn hielt der Ehrgeiz.